

Coesfelder Vorlesungen zur Soziologie  
– CVS –

**Vom Wildschweinessen, Krieg führen  
und Schönsein.**

Was einen Mann zum Mann und eine  
Frau zu Frau macht

*Prof. Dr. Sylvia Marlene Wilz*

**CVS Nr. 9**

Dezember 2008

Die Coesfelder Vorlesungen zur Soziologie richten sich an eine breite regionale Öffentlichkeit, die an aktuellen soziologischen Forschungsergebnissen interessiert ist. Namhafte Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus dem ganzen Bundesgebiet referieren in allgemeinverständlicher Form zur gesellschaftlichen Entwicklung in Deutschland und Europa.

Zitationsweise: CVS, Nr. 09/2008

## 1. Was einen Mann zum Mann und eine Frau zur Frau macht

Gérard Depardieu ist ein bekannter Schauspieler, der in seinen Filmen (und, so weit wir das als Publikum nachvollziehen können, durchaus auch im „richtigen Leben“) keine Möglichkeit ungenutzt lässt, seiner Männlichkeit Ausdruck zu verleihen, egal, ob er Sex hat, leidenschaftliche Liebe erlebt, ob er einen Arbeiteraufstand anführt, als Revolutionär zu Tode kommt, seine Feinde in den Ruin treibt oder als Obelix Wildschweine verspeist. Dieser Gérard Depardieu antwortet in einem Interview mit der ZEIT auf die Frage, ob er Vorbilder habe: „Ja. Catherine Deneuve. Sie ist der Mann, der ich immer sein wollte.“ Catherine Deneuve – eine Ikone der Weiblichkeit! Ausgerechnet sie wird als vorbildlicher Mann bezeichnet. Und das von einem, der selbst vor Männlichkeit stotzt.

Im ersten Moment könnte man das ein bisschen irritierend finden. Wir haben aber auch sofort eine Ahnung davon, was Depardieu meint. *Irritiert* sind wir, weil wir wissen: der eine ist ein Mann, ganz klar (und was für einer, tatkräftig, energiegeladen, ein richtiger Kerl), und die andere ist eine Frau (und was für eine, schön, elegant, eine richtige Dame). Eine *Ahnung* haben wir, weil wir wissen, dass das trotzdem sein kann: dass sie der „bessere Mann“ (oder er „die bessere Frau“) ist. Will heißen: Dass sie (oder er), womöglich überwiegend, Eigenschaften hat, die man eigentlich dem anderen Geschlecht zuordnen würde. Hat man nicht gehört, er sei ein Sensibelchen? Soll sie nicht verdammt cool sein? Wir haben also einerseits klare Vorstellungen davon, was einen Mann oder eine Frau ausmacht und erkennen das sofort (im Idealfall ist er wie Depardieu, sie wie Deneuve). Andererseits ist uns klar, dass das mit dem Mann- oder Frausein doch auch immer irgendwie durcheinander geht: Frauen können „männliche“ und Männer „weibliche“ Eigenschaften und Fähigkeiten haben. Und wenn man genauer hinschaut, kann man oft gar nicht mehr sagen, was jetzt eine männliche oder weib-

liche Eigenschaft oder Fähigkeit ist, woran wir das messen und wie wir eigentlich definieren, was was ist.

Genau darum soll es in diesem Vortrag gehen: um die Eindeutigkeit und die Nicht-Eindeutigkeit des Frau- und Mann-Seins und darum, wie Gleichheit und Unterschiedlichkeit, aus sozialwissenschaftlicher Sicht gesehen, zustande kommen. Ich werde also nicht darüber sprechen, dass Frauen und Männer häufig *ungleich* behandelt werden und was dagegen zu tun sei. Das ist ein wichtiges Thema. Ich möchte heute aber etwas anderes in den Vordergrund stellen: nämlich die *Unterscheidung*, die Prozesse der Unterscheidung selbst. Ich möchte mich (und Sie) also mit der Frage befassen, *wie* wir unablässig zwischen Männern und Frauen, zwischen männlich und weiblich, unterscheiden und wie es dazu kommt, dass wir das tun (wenn wir nicht – und das tun Soziolog/inn/en in der Regel nicht – von vornherein davon ausgehen, dass die Geschlechter unverrückbar unterschiedlich sind und bleiben).

In populären Büchern wird häufig genau das Gegenteil vertreten von dem, was ich gerade gesagt habe und noch weiter ausführen werde. „In der heutigen Gesellschaft“, so schreiben zum Beispiel die Bestsellerautoren Allan und Barbara Pease, *„will man mit aller Macht daran glauben, dass Frauen und Männer genau die gleichen Fähigkeiten, Talente und Potenziale haben, und das ironischerweise zu einem Zeitpunkt, da Wissenschaftler die ersten unwiderlegbaren Beweise dafür gefunden haben, dass genau das Gegenteil der Fall ist. (...) Frauen und Männer sind unterschiedlich. Nicht besser oder schlechter, sondern unterschiedlich. Außer, dass sie der gleichen Spezies angehören, gibt es keine nennenswerten Gemeinsamkeiten zwischen ihnen. Sie leben in unterschiedlichen Welten, haben andere Wertvorstellungen und gehorchen anderen Gesetzmäßigkeiten. Das wissen alle, aber nur sehr wenige – vor allem Männer – sind bereit, es auch zu akzeptieren.“* (Pease/Pease 2001: 20 ff.) Weshalb sollten es vor allem Männer sein, die nicht bereit sind, das zu akzeptieren? Das ist ganz und gar unlogisch, im Lauf der Geschichte sind schließlich sie es gewesen, die von der Unterschiedlichkeit der Geschlechter im Großen und Ganzen gesehen profitiert haben. Sind *wir* bereit, das zu akzeptieren? Ich würde sagen: Umgekehrt wird ein Schuh draus. Es ist *nicht* so, dass wir alle wüssten, dass Männer und Frauen grundsätzlich nichts gemeinsam haben und es nur nicht zugeben wollen. Wir wissen vielmehr alle, dass wir „nennenswerte Gemeinsamkeiten“ haben. Aber gerade das ist nicht einfach zu akzeptieren, und zwar aus guten Gründen. Ich komme darauf zurück.

Wenn wir den Peases erst einmal folgen, dann hat der Befund, den Geschlechtern sei grundsätzlich so gut wie nichts gemeinsam, ja eine gewisse Alltagstauglichkeit. Die Autoren reduzieren die Komplexität der Welt in Sachen Geschlechterfragen erheblich: Sie vereinfachen soziale Phänomene und führen

sie auf biologische, also nicht direkt und aktiv beeinflussbare Vorgänge, zurück. Das kann mit Blick auf unsere individuellen Handlungsmöglichkeiten und -grenzen durchaus beruhigende Wirkung entfalten (man hat es immer schon gewusst, dass Männer nicht gleichzeitig telefonieren und dem Kind die Flasche geben können; man wird nie verstehen, was die Frauen eigentlich wollen; man kann es sowieso nicht ändern und sollte es auch nicht). Aber, und das ist das Problem, der Befund, den Geschlechtern sei so gut wie nichts gemeinsam, trifft die Wirklichkeit nicht richtig.

Wir wissen aus dem täglichen Leben nämlich sehr gut, wie variabel das mit den männlichen und weiblichen Seiten ist. Ein jeder und eine jede weiß um die Differenzen zwischen den Geschlechtern und kann sie einfach so, unbewusst und unüberlegt „ausüben“ als auch bewusst, kalkuliert, sogar strategisch „ausführen“: Ich möchte, dass man mich als Frau erkennt, und daher tue ich Dinge, die Frauen tun – ich schminke mich, ich setze mich nicht breitbeinig auf einen Stuhl usw. Ebenso weiß aber auch jede und jeder um die Bandbreite und um die Abweichungen von diesen Differenzen, um die Möglichkeit, anders zu sein und zu handeln als gewohnt oder erwartet. Entsprechend kann regelmäßig jede/r zu jedem denkbaren Beispiel eines „typisch männlichen“ oder „typisch weiblichen“ Sachverhalts auch ein Gegenbeispiel vorbringen (es kennt eben jede/r doch auch ein bis zwei Männer, die zuhören können, oder eine Frau, die einparken kann). Sowohl mit alltäglichen Erfahrungen als auch mit den Ergebnissen sozialwissenschaftlicher Forschung kann man also belegen, dass „typische“ Differenzen auch „untypisch“ auftreten – und auch, dass es Situationen gibt, in denen keine Unterschiede zwischen den Geschlechtern auszumachen sind, in denen sie egal sind oder von anderen Unterschieden überlagert werden.

Wie kommt es dann dazu, dass wir trotzdem ständig Unterschiede suchen und finden? Erst einmal hat die Unterscheidung zwischen Frauen und Männern natürlich eine körperliche Basis (davon sehen wir weitestgehend ab heute Abend, auch davon, wie viel Körper und wie viel Kultur im Frau- bzw. Mannsein steckt). Dann hat sie eine Basis, die darin besteht, dass wir wissen, dass es zwei (und nur zwei) Geschlechter gibt und dass wir jede Person in entweder die eine oder die andere Kategorie einordnen. Einordnen müssen – sonst könnten wir nicht miteinander umgehen. Darüber hinaus besteht das Mann- und Frausein aus einer ganzen Menge an Zuschreibungen (so ist ein Mann, so ist Depardieu) und Erwartungen (so wird er sich benehmen). Und diese Menge an Zuschreibungen und Erwartungen von Männlichkeit und Weiblichkeit ist in höchstem Maße variabel. Das wissen wir eigentlich – und doch enden wir letztlich immer wieder bei einer ganz klaren Geschlechtertrennung. Am Beispiel von Depardieu und Deneuve und an einem Beispiel aus meiner wissenschaftlichen Forschung möchte ich ausführen, wie das funktioniert. Schauen wir uns erst einmal genauer an, wie Gérard

Depardieu seine Einschätzung, Catherine Deneuve sei der Mann, der er immer sein wollte, begründet. Er erzählt: „Wir lernten uns bei Die letzte Metro kennen. Marcello Mastroianni nannte sie immer ‚den Preußen‘. Ob man mit ihr durch Paris geht oder, wie wir beide kürzlich, in die Türkei reist: Diese Frau kann alles. Sie hat einen umwerfenden Charme. Gerade jetzt in ihrem Alter. Es gibt keinen Krieg mehr. Früher war sie eine Kriegerin. Jetzt akzeptiert sie gewisse Dinge. Sie muss sich nicht mehr als Objekt der Begierde in der ekelhaft frauenfeindlichen Welt des Kinos behaupten. Und ich finde, dass ihre ganze Schönheit erst jetzt richtig zum Tragen kommt. Deneuve muss dem Lauf der Zeit nicht mehr widerstehen. Deshalb ist sie jetzt so souverän und kann alles genießen. Das ist wahre Schönheit.“ (Gérard Depardieu in: Die Zeit, Nr. 3, 11. Januar 2007, S. 35) Man könnte sagen, dass Depardieu hier einfach ein bisschen über Gott und die Welt schwadroniert. Das wird wohl so sein. Man kann aber auch sagen, dass uns eine solche Passage aus einem Interview mit einem bekannten Schauspieler sehr viel darüber sagt, wie in modernen Gesellschaften über die Geschlechter, über die typischen Eigenschaften von Männern und Frauen gesprochen wird. Und wenn wir etwas darüber erfahren, wie über ein bestimmtes Phänomen gesprochen wird, dann erfahren wir auch etwas darüber, wie es zustande kommt, wie es in gesellschaftlichen Institutionen verankert ist und wie es alltäglich „gelebt“ wird. Interessant an dem, was Depardieu sagt, ist vor allem Folgendes:

1. Er zieht so ungefähr die traditionellsten Stereotypisierungen von *Weiblichkeit* heran, die wir zur Verfügung haben: Schönheit, Charme, Objekt der Begierde (im Fall von Deneuve liegt das natürlich wirklich nahe, aber eindrucksvoll ist es trotzdem).

2. Er stellt in der Schilderung von Deneuve direkte Bezüge zur „Welt des Films“ her – er beschreibt sie also nicht im luftleeren Raum oder als Charakter, der einfach so für sich steht, sondern er verbindet die Schilderung der Person direkt mit ihrer beruflichen Tätigkeit (Filmemachen, Reisen) und mit ihrer Einbindung in die Filmbranche.

3. Er verbindet diese Bezüge mit Eigenschaften und Fähigkeiten, die in aller Regel mit *Männlichkeit* zusammengebracht werden: Preußentum (also Disziplin, Ordnung, aber auch: Härte, Durchsetzungsvermögen), Krieg (Härte, Kampfgeist), aber auch Realismus („jetzt akzeptiert sie gewisse Dinge“), Gelassenheit, Souveränität (das wird zum Beispiel in Charakterisierungen von Führungskräften häufig angeführt).

Weshalb all das Depardieu zu der Einschätzung bringt, Deneuve sei der bessere *Mann*, können wir damit noch nicht nachvollziehen. Er schreibt ihr schließlich die weiblichen *und* die männlichen Attribute zu, ungeachtet dessen, dass das gehörige Widersprüche produziert (eine charmante Kriegerin). Darüber hinaus verwendet er, um das der Vollständigkeit halber zu erwähnen, auch Attribute, die

nicht direkt zuzuordnen sind (Alter, Genussfähigkeit). Er betont also wohl zwei der Attribute, das Preußentum und das Kriegführen, um den Bogen zum Mann-Sein zu spannen.

Wichtig ist mir daran nicht, dass Depardieu stereotype Zuschreibungen verwendet, – es ist „normal“, dass man solche, auch klischeehafte, Zuschreibungen verwendet. Wichtig ist mir vielmehr zu zeigen, *wie* er das macht. Depardieu nimmt nämlich Zuschreibungen von Eigenschaften vor (Deneuve sei preußisch, charmant, eine Kriegerin, realistisch, schön, souverän), und er bindet diese Zuschreibungen in die Beschreibung von beruflichen Tätigkeiten (am Filmset, auf Dienstreisen) und in die Arbeits- und Lebenswelt des Films ein. In seiner Schilderung werden damit Deneuves Eigenschaften, ihre Tätigkeit als Schauspielerin, ihre Selbst- und Fremddarstellung als Schönheit, ihre Handlungen im beruflichen Feld und allgemeine Bilder und Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit miteinander verwoben. Er stellt in seiner Schilderung also Zusammenhänge her, die in der Wirklichkeit genau so funktionieren: In der Arbeit, im Zusammensein mit anderen, im Zusammenhang mit beruflichen, familiären oder anderen Umgebungen werden Eigenschaften (männliche oder weibliche, oder angeblich männliche oder weibliche) erworben und „ausgeübt“.

Wenn ich das schon einmal abstrakt zusammenfassen darf, dann heißt das: Die Unterscheidung von zwei Geschlechtern beruht auf mehreren Dingen.

1. auf einer unterschiedlichen, zumindest zum Teil sichtbaren, körperlichen Ausstattung von Männern und Frauen,

2. auf Wissen, auf geteilten Wissensbeständen darüber, was Männer und Frauen unterscheidet (das kann Expertenwissen sein, der Stand der Forschung, aber genau so das „Jedermann- und Jedefrau-Wissen“, das wir alle haben und täglich verwenden), darauf basieren

3. unsere Selbstverständnisse (ich als Frau ...) und Handlungsorientierungen (... tue dies und das). Diese wirken

4. in der geteilten „Praxis“, im Kommunizieren, im handelnden Zusammenwirken mit anderen Menschen (aber auch mit Dingen), und zwar unter Zuhilfenahme von

5. Symbolen, Wertvorstellungen, Deutungsmustern, normative Vorstellungen, Verhaltensregeln usw., die wir über die Geschlechter haben.

Damit sind die drei zentralen Dimensionen des so genannten „doing gender“, des aktiven Hervorbringens vom Mann- oder Frausein benannt: die Klassifikation nach Geschlecht, die Darstellung von Geschlecht, die Zuschreibung von Geschlecht – und, so ist zu ergänzen, die Erwartungen, die wir an die anderen als Mann oder Frau haben. Diese Dimensionen sind in jedem Moment aktuell, auf eine Art neu – aber sie sind eingebunden in gesellschaftliche Strukturen, in

Institutionen und, Organisationen (das ist die 6. Ebene) – und daraus entsteht soziale Ordnung, das gesamte gesellschaftliche Gefüge, das uns umgibt (die 7. Ebene).

In den Vordergrund stelle ich hier das Wissen: das in einer Gesellschaft, einer Kultur geteilte Wissen darüber, wann ein Mann ein Mann und eine Frau eine Frau ist. Wichtig ist mir zu verstehen, wie man das lernt und macht, ein Mann bzw. eine Frau zu sein, und dass Prozesse des Unterscheidens soziale Ordnung herstellen. Das ist ein anderer Blick auf Geschlecht als der, dass Frauen von Natur aus zuhören und Männer von Natur aus einparken können. Für die hier vorgestellte Sicht ist daher nicht entscheidend, ob neuronale Vernetzungen Geschlechterdifferenzen verursachen oder hormonelle Unterschiede, ob und wofür jeweils genetische Veranlagungen da sind oder ob der größte Teil von Unterschieden zwischen den Geschlechtern auf Erziehung zurückzuführen ist. (Nur dass es eine Jahrtausende alte Tradition des Jagen und Sammelns sein soll, die heute noch nachwirkt, das kann mir keiner erzählen). Ich richte den Blick also vor allem darauf, dass das tägliche Tun (im Beruf, in der Familie, in Beziehungen, in der Kunst, im Sport usw.) einen erheblichen Anteil daran hat, Geschlechterdifferenzen auf- oder abzubauen, und darauf, was wir im Umgang miteinander (und damit auch: in gesellschaftlichen Institutionen, am Arbeitsmarkt, in der Sozialpolitik usw.) aus und mit diesen Unterschieden machen. Das möchte ich an einem Beispiel aus meiner Forschungsarbeit noch weiter verdeutlichen. Dazu springe ich von Derrida und Deleuze aus in ein ganz anderes Feld, das wir womöglich für „frauenfeindlicher“ als die Filmbranche gehalten hätten: die Polizei.

Hier sind wir in einem Bereich von Berufstätigkeit, in dem bis vor nicht allzu langer Zeit kaum Frauen beschäftigt waren (im Gegensatz zum Film). Auch heute noch sind rund 80% der Beamten im Polizeivollzugsdienst Männer, in den leitenden Funktionen des höheren Dienstes finden sich etwa 5% Frauen (die Zahlen variieren leicht je nach Bundesland). Dass Frauen nicht (oder nur in bestimmte Bereiche der Polizei) eingestellt wurden, wurde (und wird zum Teil noch) damit begründet, dass die Aufgaben der Polizei den Fähigkeiten von Frauen nicht entsprächen: Frauen mangle es an emotionaler Stabilität, an Durchsetzungsvermögen und an körperlicher Kraft für diese Aufgabe; im Umgang mit Bürgern, insbesondere kriminellen, und in Gefahrensituationen könnten sie sich schlechter behaupten als Männer. Die Polizei ist daher von der Bewertung der Aufgabe her ein Bereich, der ziemlich eindeutig männlich markiert ist: es geht um die Bekämpfung von Kriminalität, um die Gewährleistung von Recht und Ordnung und die Aufrechterhaltung der inneren Sicherheit – also um Autorität, Bürokratie und Gewaltanwendung. Auch in der Polizei spielt also das Preußentum und das Kriegführen eine Rolle – aber auch hier ist das Anwenden und Ausüben dessen, was wir als männlich oder weiblich bezeichnen, variabel.

Um das zu verdeutlichen greife ich eine anfangs (in den 70er Jahren) vehemente, zum Zeitpunkt der Untersuchung, auf die ich mich hier beziehe (im Jahr 2001), immer noch aktuelle Diskussion heraus: die Diskussion um Frauenstreifen und gemischte Streifen. „Gefühl“ sind mittlerweile alle Streifen gemischt. (Und bestehen aus einer blonden jungen Frau mit Pferdeschwanz und einem brünetten jungen Mann. Was war das? Eine Stereotypisierung. Der Anfang oder vielleicht auch schon der Bestandteil einer allgemein geteilten Vorstellung – je nachdem, wie viele von Ihnen jetzt ohne nachzudenken einverstanden waren. Das nur nebenbei.) Faktisch, alleine vom Personalbestand her sind jedoch nach wie vor sehr viel häufiger reine Männerstreifen als gemischte oder gar Frauenstreifen unterwegs. Und in der polizeiinternen Diskussion ist es auch heute noch eine relevante Frage, ob es angemessen es ist, zwei Frauen „alleine“ einzusetzen. Prinzipiell gilt es als nicht angemessen, auch wenn nicht mehr argumentiert wird, dass die Tätigkeit des Streifegehens oder -fahrens grundsätzlich zu gefährlich für Frauen ist. Das Argument heute ist, dass gemischte Streifen zu bevorzugen seien, weil sich dann „männliche“ und „weibliche“ Eigenschaften ergänzen: das weibliche Einfühlungsvermögen und Kommunikationsgeschick und die männliche Härte, Durchsetzungskraft und Entscheidungsfreude.

In der Praxis wird vor allem nach einem ganz anderen Gesichtspunkt entschieden: nämlich dem, wie die Dienstgruppe besetzt ist, wer da ist, wer welchen Dienst hat, wer sich mit wem versteht. Wenn es nicht anders geht, sind dann auch reine Frauenstreifen kein Problem, selbstverständlich, heißt es dann, können zwei Frauen gemeinsam eingesetzt werden, schließlich haben sie das gelernt – sie sind ja ausgebildet und eingearbeitet wie ihre männlichen Kollegen auch. Das Argument der gleichen Ausbildung und Arbeitspraxis wird also, wenn es nützlich ist, ohne weiteres herangezogen. Trotzdem werden „gemischte“ Streifen bevorzugt. Das liegt letztlich vor allem an *einer* Unterstellung: der eingeschränkten Wehrhaftigkeit von Frauen. Immer wieder wird mit der geringeren Körperkraft von Frauen argumentiert, die sie in der Konfrontation mit einem potentiell gewalttätigen polizeilichen Gegenüber benachteilige – wenn nicht sogar unterstellt wird, dass Frauen durch ihre Unterlegenheit sich selbst und ihre Kollegen im Einsatz gefährden. So sagt ein Beamter auf die Frage, ob es einen Unterschied mache, wenn er mit einem Mann oder einer Frau zusammenarbeitet: „Ich stelle da keinen Unterschied fest. Natürlich, wenn ich irgendeinen hochkarätigen Schläger festnehmen gehe, fahr' ich lieber mit 'nem kräftigen Kollegen hin als mit 'ner zierlichen Kollegin, das ist ganz klar.“

Auf der anderen Seite weiß aber auch jede/r der Befragten eine Situation zu berichten, in der entweder auch Männer ohne Unterstützung von Kollegen nicht auskommen konnten oder aber Frauen auf die eine oder andere Art und Weise problematische Gegebenheiten von Gefahr und Gewalt selbstverständlich be-

wältigten. Die ganze Ambivalenz wird in der Schilderung einer Widerstandshandlung deutlich, die eine Polizeiobermeisterin berichtet. Auf die Frage nach Unterschieden in der Zusammenarbeit zwischen Frauen und Männern sagt sie: *„Ja, ich hab‘ sowohl mit einem Mann erlebt, dass er bei einem Widerstand dagestanden hat und hat nichts gemacht, das hab‘ ich aber auch bei ‘ner Frau erlebt, von daher kann man nie sagen, das ist ganz unterschiedlich. Vor einem Monat hab‘ ich einen Dienstunfall gehabt, da bin ich mit drei Frauen zusammen gefahren [drei heißt: es waren zwei Kolleginnen und eine Praktikantin], und da hatte ich von jemandem halt eine auf die Zwölf bekommen mit der Faust, und da hab‘ ich wirklich nachher gesagt, die haben super mitgearbeitet, super. Das hätte kein Mann verhindern können, da wird kein Mann es anders, besser gemacht haben. Da hab‘ ich dann nur noch da gestanden, und dann hat meine andere Kollegin, hat dann Pfefferspray eingesetzt, ist halt mittlerweile sein sehr effektives Einsatzmittel, und so haben wir ihn dann nachher auch zu dritt zu Boden gekriegt, haben ihn dann fixiert, haben dann Unterstützung gerufen, und dann ich mir einen Krankenwagen gerufen, und, ja, so war die Situation. Und, man ist natürlich, das ist ganz normal, wenn jetzt jemand mit mir fährt, der jetzt vielleicht auch lieber ‘nen Mann dabei hätte, hätte man ‘ne Schlägerei, kann ich das verstehen. Ist natürlich, man kann sich natürlich eher drauf verlassen, weil der Mann andere körperliche Voraussetzungen mitbringt. Und man kann nur immer sagen, man versucht seinem Partner oder seinem Kollegen zu helfen. Aber alles, was natürlich über diese körperliche Sache hinausgeht, da muss man sich nichts vormachen, da kann ich noch so viel Bodybuilding machen, ich hab halt so ‘n Gewicht [die Befragte ist eher klein und sehr schlank], und in der Regel sind die Leute halt schwerer als ich.“*

Alle Aussagen zu diesem Thema, die ich in meinen Interviews gehört habe, schwanken zwischen der Annahme der Überlegenheit von Männern auf der Basis ihrer Körperlichkeit – und der Aussage, dass Körperlichkeit und Körperkraft in der Praxis letztlich keine große Rolle spielen, weil Situationen kommunikativ, mit technischer Unterstützung oder durch die Anwesenheit einer größeren Anzahl von Kolleginnen und Kollegen gelöst werden. So finden sich letztlich auf allen Ebenen der Polizeiarbeit (der strukturellen Ebene wie Personalbestand, Ausbildungsanforderungen, Einsatzrichtlinien, Aufgabenverteilung, aber auch auf der Ebene von Kommunikation und gemeinsamer Praxis) Phänomene, Vorstellungen und Erfahrungen der Gleichheit der Geschlechter. Und ebenso finden sich gleichzeitig auf allen Ebenen Phänomene, Vorstellungen und Erfahrungen der Geschlechterdifferenz.

In beiden Fällen, im Fall von Depardieu und im Fall der Polizei, gibt es also beides: klare Annahmen davon, was einen Mann zum Mann und eine Frau zur Frau macht, eindeutige Darstellungen dessen, was typisch männliche und weib-

liche Eigenschaften sind – und das Gegenteil: „paradoxe“ Zuschreibungen, Beschreibungen „an sich“ gegenläufiger Eigenschaften, und Vermischungen von beidem. Warum Depardieu alle Varianten aufführt und bei der Zuschreibung von „Männlichkeit“ endet, das können wir nur ganz schlecht herausfinden, um exakt zu sein: gar nicht. Warum bei der Polizei beides gleichzeitig existiert, dafür gibt es eine gute Erklärung: 1.) es spiegelt „die Welt“, es entspricht dem, wie es im Alltag auch gelebt wird, und 2.) es ist für die Organisation funktional: Man kann seine Leute mal so und mal so einsetzen, mal so und mal so bewerten – die Begründung stimmt immer.

Was ich Ihnen mit meinem Vortrag zeigen wollte, ist, abschließend zusammengefasst, also Folgendes:

1. Eigenschaften sind nicht an sich männlich oder weiblich. Auch wenn wir im Alltag durchaus zu Recht von „typisch männlich“ oder „typisch weiblich“ sprechen: Die Ausprägung typischer Eigenschaften ist sehr viel stärker variabel als geschlechtsspezifisch festgeschrieben. (Gleichwohl hat die Zuschreibung geschlechtstypischer Eigenschaften und Fähigkeiten natürlich auch einen „wahren Kern“, der in der Körperlichkeit, Sozialisation, in alltäglicher Praxis, in eingeübten Vorstellungen und Erwartungen von Geschlechterdifferenzen begründet liegt).

2. Die Rede davon, was männlich oder weiblich ist, braucht eine Verankerung, einen Bezug zu anderen Dimensionen des sozialen Lebens, die mit „Geschlechtlichkeit“ verknüpft werden. Ein zentraler Bezugspunkt, den ich mit meinen beiden Beispielen ausgeführt habe, ist der von Arbeit und Beruf.

3. Kontinuierlich nach zwei Geschlechtern zu unterscheiden, hat nicht nur eine Ursache, es hat auch eine Funktion. Wir verständigen uns auf diese Weise, wir beziehen uns auf etwas, wovon wir alle wissen, wir stellen auf diese Weise Gemeinsamkeit her, können miteinander kommunizieren und halten die Welt am Laufen. Genau deshalb ist es leichter zu glauben, wir seien vom anderen Stern und schwieriger zu akzeptieren, dass wir „nennenswerte Gemeinsamkeiten“ haben: Wenn wir nicht mehr nach Geschlechtern unterschieden, geriete unsere Ordnung ins Wanken. Gut eingeübte Unterscheidungen würden uns fehlen. Die Argumente würden uns ausgehen. (Damit meine ich nicht, dass diese „Geschlechterordnung“, so, wie sie ist, grundsätzlich legitim, gerecht, in genau dieser Form bewahrenswert wäre. Im Gegenteil. Jedes menschliche Zusammenleben beruht auf einer „von unten“, durch das alltägliche Handeln (mit) geschaffenen Ordnung. Ohne eine solche Ordnung wäre das Zusammenleben nicht möglich. Der Hinweis darauf, dass es eine sozial hergestellte, auf eingeübten Praktiken und geteilten Wissensvorräten beruhende Ordnung ist, richtet den Blick aber gerade auf die Möglichkeit der Veränderung.)

Jede Differenzierung hat also ihren Sinn. Jeder Bezug auf Gleichheit aber auch – denn inhaltlich gedeckt ist beides. Der Bezug auf Unterschiede liefert aber sehr viel mehr „Futter“ dafür, Ungleichheiten zu rechtfertigen als umgekehrt, und das macht den verführerischen (weil nahe liegenden, einfachen, leicht verständlichen usw.) Bezug auf Unterschiede so problematisch. Damit habe ich jetzt am Ende meines Vortrags doch noch einen ganz kleinen Ausblick auf Ungleichheiten gegeben. Im Vordergrund stand für mich aber in der Tat, Ihnen ein bisschen etwas von der „Gleichzeitigkeit von Differenz und Gleichheit der Geschlechter“, wie wir das in der Frauen- und Geschlechterforschung formulieren, zu zeigen – und ich hoffe, Ihren eventuell vorhandenen Glauben an die Männer vom Mars und die Frauen von der Venus ein ganz kleines bisschen erschüttert zu haben.

Über die Autorin:

Prof. Dr. Sylvia Marlene Wilz leitete das Lehrgebiet „Soziologie organisationaler Entscheidungen“ am Institut für Soziologie der FernUniversität in Hagen.

## Literatur

- Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hg.) (2004): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwissenschaften
- Becker-Schmidt, Regina/Knapp, Gudrun-Axeli (Hg.) (1995): Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften. Frankfurt am Main: Campus Verl.
- Depardieu, Gérard (2007): „Ein Körper ist nicht genug.“ Interview, geführt von Katja Nicodemus, in: Die Zeit, Nr. 3, 11. Januar 2007, S. 35
- Gildemeister, Regine/Robert, Günther (2008): Geschlechterdifferenzierungen in lebenszeitlicher Perspektive. Interaktion, Institution, Biografie. Wiesbaden: VS-Verl. für Sozialwissenschaften
- Gildemeister, Regine/Wetterer, Angelika (1992): Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung. In: Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (Hg.) (1992), a.a.O., S. 201-254
- Gildemeister, Regine/Wetterer, Angelika (Hg.) (2007): Erosion oder Reproduktion geschlechtlicher Differenzierungen? Widersprüchliche Entwicklungen in professionalisierten Berufsfeldern und Organisationen. Münster: Verl. Westfälisches Dampfboot
- Heintz, Bettina (Hg.) (2001): Geschlechtersoziologie. Opladen: Westdeutscher Verl.
- Heintz, Bettina/Nadai, Eva/Fischer, Regula/Ummel, Hannes (1997): Ungleich unter Gleichen. Studien zur geschlechtsspezifischen Segregation des Arbeitsmarktes. Frankfurt am Main: Campus Verl.
- Hirschauer, Stefan (1989): Die interaktive Konstruktion von Geschlechtszugehörigkeit. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 29, S. 100-118
- Hirschauer, Stefan (2001): Das Vergessen des Geschlechts. Zur Praxeologie einer Kategorie sozialer Ordnung. In: Heintz, Bettina (Hg.) (2001), a.a.O., S. 208-235
- Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (Hg.) (1992): TraditionenBrüche: Entwicklungen feministischer Theorie. Freiburg i. Br.: Kore Verl.
- Kuhlmann, Ellen/Kutzner, Edelgard/Müller, Ursula/Riegraf, Birgit/Wilz, Sylvia (2004): Organisationen und Professionen als Produktionsstätten der Geschlechter(a)symmetrie. In: Schäfer, Eva et al. (Hg.): Geschlechterverhältnisse im sozialen Wandel. Opladen: Leske und Budrich, S. 221-249
- Lorber, Judith (1999): Gender-Paradoxien. Opladen: Leske + Budrich
- Pease, Allan/Pease, Barbara (2001): Warum Männer nicht zuhören und Frauen schlecht einparken. 12. Aufl. München: Ullstein Taschenbuch-Verl.

- Villa, Paula-Irene (2000): *Sexy bodies. Eine soziologische Reise durch den Geschlechtskörper*. Opladen: Leske + Budrich
- West, Candace/Zimmerman, Don H. (1987): *Doing gender*. In: *Gender and Society*, 1, 1987, 2, S. 125-151
- Wetterer, Angelika (2002): *Arbeitsteilung und Geschlechterkonstruktion. "Gender at Work" in theoretischer und historischer Perspektive*. Konstanz: UVK
- Wilz, Sylvia Marlene (2002): *Organisation und Geschlecht. Strukturelle Bindungen und kontingente Kopplungen*. Opladen: Leske + Budrich
- Wilz, Sylvia Marlene (2005): „Nicht genügend kann davor gewarnt werden ...“ – Männer und Frauen bei der Polizei: Fakten und Diskurse. In: Ahrens, Jens-Rainer, Maja Apelt, Christiane Bender (Hg.): *Frauen im Militär. Empirische Befunde und Perspektiven zur Integration von Frauen in die Streitkräfte*. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwissenschaften, S. 156-172
- Wilz, Sylvia Marlene (2007): *De-Institutionalisierung, Individualisierung und Personalisierung? Arbeit, Organisation und Geschlecht im Wandel*. In: Aulenbacher, Brigitte et al. (Hg.): *Arbeit und Geschlecht im Umbruch der modernen Gesellschaft. Forschung im Dialog*. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwissenschaften, S. 114-130
- Wilz, Sylvia Marlene (Hg.) (2008): *Geschlechterdifferenzen, Geschlechterdifferenzierungen*. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwissenschaften